

(Nachdruck verboten.)

7 „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

„Schicken Sie sofort eine Ordonnanz zum Hauptmann, Unteroffizier Beier!“ rief draußen der Feldwebel. Die Latrine habe ich verschlossen.“

„Ach was,“ sagte Miejschke leise, der neben Volter lag, „ich tu so, als ob ich austreten muß, und sehe nach, was es gibt.“ Damit stieg er aus dem Bett, zog sich flüchtig an und ging hinaus.

Nach einer Weile kam er wieder herein. „Es hat sich einer erschossen!“ flüsterte er seinen Kameraden zu. „In der Latrine!“

„Wer?“ fragten alle entsetzt.

„Ich weiß nicht! Ein Alter steht an der Latrine Posten und läßt niemand hinein.“

Den Rest der Nacht verbrachten alle schlaflos. Die Nachricht hatte erschütternd gewirkt. Jeder beschäftigte sich damit in seinen Gedanken, und der unheimliche Druck, der plötzlich auf allen Gemütern lastete, ließ keinen ein Wort sprechen.

„Was wird den wohl in den Tod getrieben haben?“ fragte sich Volter. Diese entsetzliche Tat gab ihm neuen Anlaß, seine eigene Lage zu überdenken. Der Gedanke, daß ihn das Soldatenleben vielleicht auch zum Selbstmord treiben könnte, durchfuhr ihn wie ein eisalter Schauer. Nur das nicht! sagte er sich. Mag es kommen wie es will, das tust du nicht. Im Geiste sah er das tränenüberströmte, schmerzverzogene Gesicht seiner Greta. Ein tiefes Mitleid durchfuhr ihn. Fröstelnd zog er seine Bettdecke bis dicht unter den Kinn. Dumpf brütend erwartete er ungeduldig den Morgen.

Bekommen stiegen die Rekruten nach dem Weckruf von ihren Strohsäcken.

Der Stubengestreite, der sich gleich nach dem Aufstehen erkundigte, brachte endlich den Rekruten seiner Korporalschaft weitere Aufklärung.

„Wer wars?“ rief ihm Volter entgegen, als er wieder zur Tür hereinkam.

„Diernacki,“ antwortete er.

„Was? Der Pole von Stube neunundsiebzig?“ fragte Beck.

„Ja. Mit seinem Gewehr, mit einer Plakpatrone geladen — den Lauf mit Wasser gefüllt — hat er sich durchs Kinn nach oben erschossen. Eine ganze Menge Blut und Hirn soll er verspritzt haben.“

„Weiß man, warum er sich erschossen?“ fragte Volter.

„Es wird vermutet, er soll gestern abend einen Abschiedsbrief von seiner Kleinen kriegt haben.“

„Aber sich deshalb zu erschießen!“ rief Miejschke. „Das könnte mir gerade passen, mich wegen eines Weibes niederzulegen.“

„Du weißt ja gar nicht, ob das der einzige Grund war!“ fiel Beck ein.

„Müssen wir da alle mit zum Begräbnis?“ fragte Miejschke.

„Das glaube ich kaum. Der wird jedenfalls ohne militärische Ehren begraben.“

„Wie ist denn das?“ fragte Miejschke weiter.

„Da werden acht Mann der schlechtesten Führung dazu kommandiert. Ich weiß es noch vom vorigen Jahr. Da hatte sich auch einer erschossen.“

„So ganz ohne Feierlichkeit soll das Begräbnis sein?“ fragte Volter erstaunt. „Nicht mal seine Kameraden dürfen der Wahre folgen?“

„Wie ein Hund unter die Erde gescharrt wird,“ rief Beck, „so wird jedenfalls auch der arme Pole in sein Loch geworfen werden! Aber er ist wenigstens weg und hört und sieht nichts mehr.“

Der Kaffee wollte Volter nicht schmecken. Auch von dem Frühstück, das er sich aus der Kantine gekauft hatte, brachte er nichts über die Lippen. Er sah immer im Geiste das unterwürdig verzogene Gesicht des armen Polen vor sich, mit dem hilflosen Blick, der nun für ewig gebrochen war. Was muß

du gelitten haben, dachte er. Ein bitteres Los, misachtet von allen, in einer Schule des Zwangs, der eisernen Disziplin, und verraten von demjenigen, das einem das Liebste auf der Welt ist, zur letzten verzweifeltsten Tat getrieben zu werden!

Im Garten des täglichen Dienstes und in der Vorbereitung zur Rekrutenvereidigung war das traurige Ereignis bald aus den Stubengesprächen verschwunden. Der Dienst mit seinen vielerlei Anforderungen belastet den Rekruten, macht ihn willenlos und stumpf, läßt ihm keine Zeit zum Nachdenken, zur Selbstbesinnung.

Der Tag der Vereidigung mit seinen vielen Formalitäten war vorüber und die Ausbildung nahm ihren Fortgang. Die Zeit kurz vor dem Schlafengehen gab den Rekruten Gelegenheit, ungestört miteinander zu verkehren. Zu dieser Stunde war die Bataillonskantine fast überfüllt. Wem von den Rekruten das lärmende Treiben im Bierlokal nicht behagte, der blieb auf seiner Stube.

Greskjer war immer der erste in der Kantine, sobald die Puhstunde zu Ende war.

„Hast Du gehört,“ rief Brinkmann dem am Tisch sitzenden Beck zu, „was uns gestern, wie wir nach der Vereidigung zur Kirche marschierten, ein Bäcker nachrief?“

„Ne; was denn?“

„Jetzt seid Ihr verkooft! höhnte der uns nach. Der Leutnant hats gehört. Der guckte den Bäcker darauf aber groß an!“

„Das sind wir sowieso!“ sagte Beck vor sich hin.

„Und Weidemüller, die Schlafmütze, hat die ganze Zeit in der Kirche gedacht,“ lachte Miejschke.

„Das hab ich auch!“ rief Beck. „Soll man sich vielleicht die Vitanei von dem Pfaffen anhören? Das macht einen doch bloß noch dümmmer mit seinen Märchen, als man schon ist.“

„Das sollte der Leutnant hören!“ sagte Miejschke. „Der würde Dir aber schön —“

„Was würde er denn? Ge? Das geht den gar nichts an, was ich glaube.“

„Hast Du nicht gehört, was der Leutnant neulich während der Instruktion sagte, als wir von Religionen sprachen?“

„Was denn?“ fragte Brinkmann.

„Er sagte, alle Wege führen nach Rom! Und es gibt nur einen Himmel und eine Hölle. In eins von beiden kämen wir alle mal rin.“

„Ach so, das?“ rief Beck. „Ich glaube, Du bist so naiv, Miejschke, und glaubst alles, was man Dir erzählt. Mir kann der Leutnant nichts vormachen. Ich denke mir meinen Teil. Das ist noch das einzige, was man hier kann.“

„Ne, wenn man viel denkt, da wird man bloß noch verückt!“ sagte Brinkmann. „Aber es kommen einem doch manchmal Gedanken, ob man will oder nicht. — Wie gestern bei der Vereidigung. — Wenn mans richtig nimmt, war das doch die reine Komödie. Nicht, Beck?“

„Aber selbstverständlich. Das sind alles nur Sachen zum dumm machen. Wenn auch der Leutnant vor der Front steht und aufpaßt, daß wir den Eid richtig herplappern. Ob man das alles so meint und glaubt, was man sprechen muß, weiß doch jeder allein. Und dann — vereidigt oder nicht — wenn wir durchbrennen, werden wir bestraft.“

„Bloß, wenn vereidigt, schärfer!“

„Warum, das mücht ich wissen. — Das ist auch so 'ne Sache mit dem Kirchgang jeden Sonntag. Die meisten schlafen doch dabei. Da heißt's, wer freiwillig gehen will. Und meldet sich keiner, wird man dazu kommandiert. Wenns geht, drückt man sich ja davon, aber man muß nun doch manchmal dran glauben.“

„Das schönste dabei ist,“ rief Brinkmann, „daß die Kirchgänger ihre Brocken genau so zum Appell bringen müssen wie die anderen, die Zeit zum Putzen gehabt haben. — Bist Du fertig mit wienern, Beck?“

„Ja, gleich!“ antwortete dieser.

„Geht Du dann ein bisschen mit in die Kantine?“ Damit hing Brinkmann seine eben fertig gepuhte Koppel in sein Spind und setzte sich wieder an den Tisch.

„Bei dem Kravall da oben kriegt man bloß Kopf.“

schmerzen. Ich bleibe lieber hier. Ich zude dann ein wenig dem Mieschäke zu, wie der sich anstrengt.“

„Da hast Du recht!“ rief Mieschäke. „Bei mir kannst Du lernen, was Putzen heißt. Guck Dir mal meine Koppel an. Wie das blüht!“ Damit hielt er sie triumphierend an den Lampenschein, daß es spiegelte.

„Das wissen wir schon lange,“ entgegnete Beck, daß Du weiter nichts machst als Deine Klamotten putzen. Du willst es ja bloß bei den Spinnern raushaben. Deshalb müssen wir nur schweigen, damit wir neben Dir nicht abstecken. Der Unteroffizier sagt da immer: „Seht Euch dem Mieschäke seinen Anzug an! Wie das alles blinkt!“ Wir sind nicht solche Kriecher wie Du! Wir pfeifen was auf so ein Lob von einem Tressenritter, weißt Du! Und kapitulieren wollen wir auch nicht!“

„Wer hat Dir denn gesagt, daß ich kapitulieren will?“ rief Mieschäke.

„Na, das merkt man doch an allem, was Du machst.“

„Gib Du nur obacht, daß Du nicht noch ins Loch kommst mit Deinen Reden. Das soll nur mal ein Unteroffizier hören!“

„Was ist da weiter dabei? In zwei Jahren geht's doch heim! Aber wer dableibt, das möchte ich dann sehen.“

Volter war jetzt auch fertig mit dem Herrichten seines Anzugs und ordnete die Sachen in seinem Spind.

„Du hast doch meine gepuhten Stiefel umgeworfen!“ rief ihm Mieschäke zu. „Nimm Dich nächstesmal in acht! Du Drecksacker!“

„Wer sagt Dir, daß ich sie umgeworfen habe?“ erwiderte Volter. „Wenn Du so etwas behauptest, überzeuge Dich erst, ob es wahr ist. Und Dein Drecksacker bin ich nicht! Merk Dir das!“

„Galt's Maul! Du Ladel! Du bist's gewesen!“

„Wenn Du nicht ein paar Ohrfeigen haben willst, benimm Dich mir gegenüber anständig!“ rief Volter erzürnt.

„Von Dir doch nicht etwa?“ Damit stand Mieschäke auf und ging mit drohender Gebärde auf Volter zu.

„Von wem sonst?“ rief dieser.

„Paß uff, wenn ich Dir die Backzähne einschlagel! Du Tintentalgölöhner!“

„Wenn Du nicht bald Ruh' gibst, kriegst Du eins ab!“

„Fang doch an, Du Schlappschwanz!“

Plötzlich berührte er mit seiner geballten Faust Volters Kinn. Dieser hatte ihm blickschnell mit der flachen Hand ins Gesicht geschlagen. Durch diesen Schlag, der laut klatschte, daß alle in der Stube aufschrien, wurde Mieschäke in Wut gebracht, und, einen Fluch hervorpressend, ging er Volter zu Leibe.

Den übrigen Rekruten der Stube machte diese Sauerei Vergnügen, und neugierig umringten sie die zwei, gespannt, wer der unterliegende Teil sein würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8]

Die Toaka.

Von Otto Mächer.

(Schluß.)

Die Sehnsucht brannte noch immer in seiner Brust, als der Mond gekommen war und es still im Kase wurde, sie half ihm über die Mauer hinweg. Und er stand mit klopfendem Herzen und zitternden Gliedern vor dem schimmernden Brett, das hell sich vom dunklen Gartengrund abhob. Aber er wagte es kaum zu berühren, fröstelte voll Scheu und Knechtlichkeit und brauchte lange, bis er mit zärtlicher Hand das bleichende Holz streichelte.

Er suchte und fand dann die beiden Hammer. Von dem Aste des Baumes nahm er sie herab, und sie fielen ihm fast aus den Händen, so sehr zitterten seine Finger. Und da er mit ihnen das Brett berührte, erschrak er über den kurzen, scharfen Ton, den das Holz schwang. Doch er faßte sich und wieder schlug der Hammer sanft auf, der Schall aber sprang voll und weich zurück.

Erst zaghaft und nur leise, dann immer lauter bebte die Toaka unter seinen Händen. Da aber der Rausch über ihn kam, die jauchzende Trunkenheit seiner Seele, sang auch die Toaka immer lauter, voller und mächtiger, bis die Nacht wach wurde unter ihrem Schall. Und mit den Tönen rauchte ihm die Zeit hin, sein ganzes Sein schwang sich auf, zog mit den Lauten, die herrschend über dem Dorfe lagen, in dem er nicht war, als der armselige Teil einer verachteten, feindselig geduldeten Rasse, deren irres Schmarozerdasein stolz übersehen wurde und nur dann galt, wenn man es befehlen wollte. . . .

Die Mutter des Rumänenburschen kam, sah erstaunt des Zigeuners Tun, schlug ihn, jagte ihn davon und leiste noch lange in das nächtliche Bettlager hinüber.

Ein Tag berging und ein zweiter. Und an diesen beiden Tagen dachte der kleine Anrus nichts als: „Bin ich ein Dieb, daß man mich schlagen und schelten darf?“ Sein heller Kindersinn war dunkel geworden und in dessen trübem Schein zuckte es immer wieder wie ein greller Blitz auf, der mit häßlicher Lohe dorthin schoß, wo man ihm wehe getan.

Der ganze Troß seiner Rasse häumte sich in dem Knaben auf, wenn er daran dachte, daß man ihn Dieb genannt und geschlagen hatte. Ihn, der nach nichts als nach einem winzigen Teilchen ihrer Freude dürstete. Ihn, der empfinden wollte, was auch sie als schön und herrlich empfanden. Der sich an ihre Seite gefellen wollte, wenn sie der Strahl des Glüdes beschien.

Das sagte er sich wohl nicht, aber sein gekränkter Kinderstolz blutete so in ihm, der noch das echte Feingefühl des Kindes für Recht und Unrecht hatte, welches die Erwachsenen längst auf ihrem Wege durchs Dasein verloren hatten, auf jenem scharfen, unebenen Grat, zwischen Gut und Böse, wo es kein sicheres Schreiten, nur ein stetes Hinüber- und Herüberpendeln nach beiden Seiten gibt, um das Gleichgewicht zu wahren.

Ein Sonntag war gekommen, und die Rumänen tanzten. Da trieben sich die Zigeunerkinder in der Menge umher, hinter den Birshausstischen und beim Lehestand. Oder sie glogten unbeweglich die gepuhten Dorfschönen an, deren bunt ausgenähte Kermel, die perlenbestickten Gürtel und die silberschnürigen Fransenschürzen. Da konnten sie staunen, und wenn im Reigenwirbel ihnen eine Schöne zu nahe kam, haßten sie zärtlich nach den flatternden Schnüren der Dpreeg, um sie für einen Augenblick, ach für einen Augenblick nur zwischen den Fingern zu fassen.

Doch gleich darauf drückte sich der lahme Ista mit einem Stoß vorsichtig um die Tanzenden herum, an die Zigeuner heran und trieb die Liebertrastchen mit Schlägen und Scheltworten davon. Nicht lange aber währte es, und die Zigeuner schlichen von einer anderen Seite herbei. Und sie wurden nur übermütiger, je öfter sie der Krumme verjagte, wurden boshaft, verknöpften die Franschen der Dorfschönen untereinander, rissen ihnen die Spigen herab, nur um den Verfolger zu ärgern.

Anrus hochte mit Meila bergzu über den Tanzenden und schaute hinab. Und immer, wenn er sah, wie man die Kameraden verjagte, wurde sein Blick trübe und er sagte zu Meila: „Sie stehlen nicht und doch schlägt man sie.“

Meila aber, dessen Augen in dem verfilmmelten Gesicht doppelt unglücklich schienen, sagte: „Sie schlagen uns, weil wir sie nicht schlagen können. Wir sind nicht Diebe, aber weil wir arm sind, sagen sie es, um uns schlagen zu können.“

Plötzlich fragte Anrus: „Hast Du schon gestohlen?“

Meila schrak zusammen, schaute scheu um sich und seine Stimme wurde zum zaghaften Klüstern: „Einmal, da fand ich im Staupe auf der Straße ein Messer, ein feines, schönes Messer. Das nahm ich zu mir.“

„Das ist nicht gestohlen“, entschied der Aeltere.

Und wieder klüsterte Meila: „Aber ein andermal, da spielten die Kinder der Gaisi mit Kreuzern, die sie an eine Wand warfen, damit sie zurückspringen und einen anderen Kreuzer trafen, der auf der Erde lag. Und ein Kreuzer sprang weit weg, bis in den Graben zwischen das Gras. Den fanden sie nicht. Ich aber hatte mir die Stelle gemerkt und holte ihn später.“

Anrus schüttelte nachdenklich den Kopf: „Auch das ist nicht gestohlen; bist Du aber schon einmal in einen Hof gestiegen, hast Du ein Huhn geholt, eine Art oder anderes?“

„Nein,“ klüsterte Meila fast erschrocken. Und da der andere keine Frage mehr stellte, forschte nun er: „Hast Du das schon getan?“

„Nein, ich will den Gauschis nichts nehmen, denn dann hätten sie ein Recht, mich zu schlagen; ich will nicht, daß sie mich schlagen.“

„Haben sie Dich noch nie geschlagen?“ wunderte sich der Kleine. Doch Anrus gab keine Antwort, preßte die Lippen zusammen und machte ein trotziges Gesicht, so daß seine Züge alt und bitter wurden. Plötzlich erhob er sich. „Gehen wir fort! Was brauchen wir zuzusehen, wie sie tanzen. Für uns machen sie keine Musik; nicht unsere Burchen und Mädchen tanzen.“

Widerwillig nur folgte ihm Meila, sich oft umwendend und zögernd. . . .

Doch als der Tag müde wurde, tollten die Kinder zwischen den Zelten umher. In jedem der raucherfüllten, braungebeizten Zelte blaste ein Feuer, dessen Schein mit dem Abend stieg, und um das die Zigeuner saßen mit eintönigen, dämmerstärkeren Reden.

Die Kinder aber tollten weiter. Es war, als müßten sie von dem verfinsterten Tag noch ihr letztes bißchen Freude haften, als verkörperten sie des Tages Jauchzen, mit dem er der Nacht in die Arme sank.

Ernst und gemessen aber nahm die Nacht dieses Jauchzen hin. Auch auf die Kinder senkte sich mählich ihr Ernst und gleich dem schattenden Flügel der Dämmerung glitten auch ihre Seelen ins Schweigen. Zu zweien, dreien saßen sie vor den Zelten und sprachen in die Finsternis hinein. Bald klang auch nur mehr hie und da ein halbblautes Wort auf und nur fernes Hundegebell standierte die Stille. Da sangen die Kinder leise ihr Schlummerlied:

„Mo de baska dodo claua,

mo la romno jomno kaua . . .“

(„Nist und Stroh die Stätte war,

wo die Mutter mich gebar . . .“)

Doch plötzlich brachen sie ab. Drüben in einem der Höfe über der Mauer zerrte eine Weiberstimme. Ihr Reifen schlug überlich in den Abend hinaus, wurde immer heftiger, immer geller, überstürzte sich, schäumte auf in maßlosem Haß und geiferte dann sprunghaft fort. Und keine andere, nur diese eine Weiberstimme war hörbar, die alles andere niederdrückte, unter der die Nacht in ungeduldiger Erregung zitterte. Plötzlich wurde eine Tür aufgerissen, man hörte wie das Weib kreischend flüchtete, irgend wohin, in einen Raum, aus dem noch lange und dumpf ihr bellerndes Schelten schlug.

Als das Schelten begann, war Anrus aufgefahren, um wie ruhelos hin und herzureißen, die Mauer entlang schleichend, hinter der der Lärm erklang. Seine Glieder zitterten, sein ganzes Wesen war fieberhaft erregt, von einem maßlosen Haß wider die erfüllt, welche die Stille der Nacht störten. Bald lag er auch wieder auf dem Mauerfuß, sah, wie sich drüben hinter dem Fenster einer erleuchteten Stube zwei Gestalten heftig bewegten, hörte das Getöse der Streitenden manchmal lauter in die Nacht schlagen, um wieder zu dumpfem Gemurmel niederzusinken. Und ihm war, als gelte alle diese maßlose Feindseligkeit nur ihm, als wären die geifernden Worte des Weibes da drüben wieder Peitschenschläge nach ihm, der es gewagt hatte, die Mauer zu übersteigen, die sie von ihm, dem Zigeuner, trennte.

Nach und nach wurde alles still drüben. Noch immer aber verharrte der Knabe auf der Mauer, von einer schmerzlichen Behmut festgebannt. Das Licht in der Stube war verlöscht, noch ein-, zweimal grollte die Stimme auf, bevor sie der Schlaf erstickte. Da griff die Stille breit in die Nacht hinein, über das ganze Dorf hinweg und sättigte die Landschaft. Die Finsternis aber wurde maßig und drückend.

Auf einmal stand der Knabe im Garten. Er durchquerte ihn bis an das Haus heran, tastete sich unter dem Fenster entlang und seine Augen stachen durch die Nacht, um etwas zu finden, es zu haßen und bei sich zu bergen. Aber nichts als rauhen Mörtel und die rissige Rinde umbehauener Stämme überglitten seine leidenschaftlich verkrampften Finger.

Bei dem Stall war er jetzt. Warm und muffig schlug es durch die Fugen der Tür und das ruhig gleichmäßige Rausen der Döhlen kam durch die Dunkelheit. Doch die Tür ließ sich nicht öffnen.

Wieder strich er durch den Garten. Plötzlich blieb er wie festgeturzt stehen, wie zum Schatten geworden. Lange, lange. Und heftig schlug sein Herz. Dann wieder ein paar behutsame Schritte, ein spärendes Halten. . . .

Der Knabe hatte die Toala entdeckt, vom Baume gelöst und schob sich nun mit dem schweren Brett der Mauer zu. Geräuschlos huschte er hin, wie ein Schatten schwang er sich auf die Steine und von der Nacht aufgeflogen, verschwand er drüben. So raubtierhaft und nächtig waren seine Bewegungen, so geschmeidig die Glieder, als hätte er sich schon hunderte Male als Dieb erprobt.

Da der Knabe verschwand, waren wieder friedlich Garten und Gehöft, schien so sicher und unübersteigbar diese Mauer, als gäbe es keine Menschen hinter ihr, einen Stamm, ein Volk, dessen Dasein nur ein Betteln vor den Häusern anderer ist. . . .

Als wüchsen aus diesem Volke nicht immer wieder Menschen heran, die so lange vor der Feindschaft dieser Mauer hängen, bis ihr Bangen zu Haß wird, zu Haß und Diebstahl.

Zu Diebstahl werden muß, wollen sie die ungerechte Strenge dieser Mauer vergelten.

Worpswede in Worpswede.

Die Malerkolonie in dem kleinen Nest existiert noch. Man hörte lange nichts, wenigstens nichts besonders Nühmliches von dieser Schule. Heuer gibt es nun eine richtige Worpsweder Kunstausstellung in Worpswede selbst. Wer dahin will, muß in jedem Falle durch ein Stück der Landschaft pilgern, die seit einer Reihe von Jahren die Marke Worpswede trägt. Ob man nun vom nächsten Bahnhof her eine halbe Stunde zu Fuß läuft oder, etwa von Bremen, was sich am meisten lohnt, hinausradelt über die hohen Chausseebänne, die in regnerischen Zeiten streckenweise durch ganze Seen von überschwemmten Wiesen führen. Von dem Momente an, wo sich die gut gepflasterte Fahrstraße in scharfer Kurve direkt auf das etwa zehn Kilometer entfernte Worpswede zuwendet, gewinnt die Landschaft mit ihren Moorlänalen, vereinzelt Bauernhäusern und Baumgruppen immer mehr das bekannte Gepräge. Zum Ueberflus taucht bereits hier und da ein männlicher oder weiblicher Znfasse der Kolonie auf, mit mehr oder minder sentimentalem Faltenwurf der Weinleider oder des Rockes.

So tritt man wohl vorbereitet in das „Kunst- und Kunstgewerbehaus Worpswede G. m. b. H.“. Denn auch das Kunstgewerbe blüht hier, und zwar treibhausmäßig. Heinrich Vogeler, der Chef der Kolonie, macht alles, wil sagen: entwirft alles. Ganze Zimmereinrichtungen nach seinen Entwürfen sind ausgestellt, deren Vorzug, ohne daß etwas überraschend gutes geschaffen wäre, jedenfalls in einer Verbindung von Praktischem und Behaglichem besteht. Vogeler ist ein betriebsamer Mann. Fußmatten, Tischdecken, Kinderspielzeug — alles hat er gemacht. Sogar „Tapeten, per Rolle Nr. 150“. Und das Geschäft geht anscheinend gut. Alles was Automobile hat, kommt aus den nächsten Großstädten und tauf hier für ein paar hundert Mark „Geimatkunst“.

Nachdem man also festgestellt hat, daß hier weniger das Gewerbe zur Kunst, als die Kunst zum Gewerbe geworden, begibt man sich in den kleineren der beiden Hauptbildersäle und findet mit angenehmem Erstaunen einen ganz neuen Vogeler. Einen Vogeler, der wieder mit dem Geschäftsmann noch mit dem Stillsien von einst etwas zu schaffen hat. Nicht als ob der neue weniger Stillsien wäre. Aber er ist es auf eine neue Art: der Mann einer technisch spröden und inhaltlich oft fast flachen Flächenkunst ist neuerdings zu einer plastischen und warmen Raummalerei übergegangen, die man ihm mit nichten zugetraut hätte. Es wird versichert, er male jetzt — was früher nicht seine Gewohnheit war — nicht nur nach, sondern vor der Natur. Und man glaubt es gerne. Nicht unendlich waren ja zumeist seine Gestalten aus den deutschen Märchen oder zur „Versunkenen Glocke“ und andere romantische Persönlichkeiten. In einigen Nebenräumen der Ausstellung ist so ziemlich das gesamte frühere Schaffen Vogelers ausgestellt, so daß man gut vergleichen kann. Auch die lümmelichen Aufsätze, den tragischen Humor Klingers zu erreichen, wirken dank der Ideenarmut durchweg peinlich.

Man steigt schnell wieder hinab zu dem neuen Delzeug des vielseitigen H. V., das zumeist das Signum dieses Jahres trägt. Da sind außer ein paar glühenden Blumenstilleben besonders drei nackte Frauengestalten: „Kommender Frühling“, „Sommernachmittag“ und „Antikes Märchen“. Vor dem letzten Bilde bemerkte eine Hamburger Scharmachergattin zu ihrem Hausfreunde: „Ich finde sie gar nicht so alt“. (Sie hatte verstanden: „Antikes Mädchen“.) Der „Kommende Frühling“ ist ein leicht, aber etwas gespreizt pandelndes Malfräulein, deren Gesicht und Körper (Vogeler malt immer Fräulein) gleich den Blumen um sie und unter ihren Füßen den Frühling ankündigen. Im „Sommernachmittag“ liegt das nackte Mädchen auf dem Rücken im Grafe, auf ihrer Hand ruht ein Star, dem sie ein Lied zu lehren scheint. Alles sehr fein, sehr sonnig, sehr sommerlich. Das vermeintlich antike Mädchen steht mit zwei ulkigen Meertieren am Strande, ein Segel nahe aus der Ferne. Neben diesen Sommerjungen ein paar nicht ganz so neue Winterstücke, darunter besonders das wertwürdige „Wintermärchen“, in dem ein früheres Motiv weiter verarbeitet zu sein scheint.

Im ganzen: wenn Vogeler, der als Worpssweder Landschaftsmaler stets etwas zu sagen hatte, noch oft so kommen will, wird es willkommen sein.

Aus dem sonstigen Bestand der Ausstellung verdienen besonders die guten alten Sachen von Friz Oberbed Erwähnung. Die „Mondnacht“ und die „Winternacht“ oder das „Schlummernde Dorf“ wiegen den größten Teil aller übrigen Bilder des Hauptsaales auf. Unter den Frauen weist Martha Stodder die persönlichste Note auf, freilich ist sie auch diejenige, die am wenigsten zu Worpsswedeln scheint. Ein Interieur mit Durchblick ist von eigentümlicher Ruhe und Weichheit.

Hans am Ende und Madensen sind besonders mit tüchtigen Radierungen vertreten. Als weiterer Häuptling der Schule ist noch Mordersohn zu nennen, der, ähnlich wie Vogeler, eine Wandlung durchgemacht hat. Auch er ist mehr Naturalist — im wörtlichen, nicht im schulmäßigen Sinne — geworden. Er hält sich jetzt mehr an die Landschaft und weniger an seine Meinung von ihr und seine Stimmung vor ihr. Innerlich sind seine Farben noch reichlich subjektiv gesehen.

Rehmt hierzu noch eine Handvoll Schüler — denn eine Schule muß gewissermaßen auch Schüler haben —, so ergibt sich in jedem Fall ein geschlossenes Bild vom Stande der Worpssweder Kolonie. Es wird ja viel Unfug mit und in derlei Schulen getrieben, auch kommt etwas ganz Großes nie heraus —, aber es kann ja nicht lauter Bäume, es muß auch Sträucher und Kräuter geben.

R. Franz.

Der Alkoholrausch.

Von Dr. A. Lipsius.

Der Alkohol gehört mit dem Chloroform, dem Äther und vielen anderen in die Gruppe der in Fett löslichen Gifte, die, wenn sie sich in der Fettsubstanz der Zelle lösen, die Sauerstoffaufnahme der Zelle behindern. Dadurch tritt eine Störung des Stoffwechsels der Zelle ein: die Stoffwechselprodukte der Zellen können aus ihnen nicht weggeschafft werden, weil es an Sauerstoff mangelt. Die Zellen werden gelähmt, sie ersticken.

So sind Kartose und Alkoholrausch die Folgen einer Erstickung, einer Lähmung unseres Gehirns. Bei einer oberflächlichen Betrachtung scheint es, daß Kartose und Alkoholrausch zwei ganz verschiedene Dinge sind: bei der Kartose verlieren wir das Bewußtsein, beim Alkoholrausch nicht.

Widen wir aber tiefer. Der Alkoholrausch kann vor allem von verschiedener Stärke sein. Man kann nur leicht angeheitert sein; man kann aber auch so betrunken sein, daß man vollkommen bewußtlos daliegt. Man ist dann tatsächlich durch den Alkohol narkotisiert wie bei einer Operation. Man setzt sich dabei den denselben Gefahren aus, wie bei der Kartose: zu Zwecken einer Operation. Nur daß die Lebensgefahr bei einer Trunkenheit bis zur Bewußtlosigkeit ganz unvergleichlich größer ist. Die Kartose bei der Operation wird stets von mehreren Ärzten in Gemeinschaft ausgeführt, die

Bei den ersten Anzeichen einer Lebensgefahr mit allen Mitteln der ärztlichen Kunst beizupringen. Die drohenden Gefahren lassen sich auch stets abwenden. Der Trunkene dagegen liegt bewusstlos sich selbst überlassen. Und es scheint darum der Tod durch eine akute Vergiftung nach starkem Alkoholgenuß viel häufiger zu sein als der Tod in der Narchose bei Operationen.

Während einerseits ein starker Alkoholgenuß tiefe Bewußtlosigkeit zur Folge hat, bestehen andererseits die Anfangszustände der Narchose zu Operationszwecken in einem Rausch. Man beobachtet zu Beginn der Narchose sehr häufig, daß der Patient verworrenes Zeug sagt, heftig mit den Händen fuchelt. Der Patient zeigt jenen „Aufregungszustand“, der so charakteristisch für den Alkoholrausch ist.

Läßt sich so auf Grund der Erscheinungen beim Alkoholrausch und der Narchose zeigen, daß sie miteinander identisch sind und sich nur durch einen verschiedenen Grad der Vergiftung unterscheiden, so bleibt uns nur noch übrig zu untersuchen, wie sich diese Erscheinungen aus der Wirkungsweise der genannten Gifte erklären lassen.

Bei der Vergiftung mit Alkohol oder Chloroform werden nicht alle Ganglienzellen des Gehirns in gleichmäßiger Weise angegriffen. Zuerst leiden die Ganglienzellen der Großhirnrinde. Führen wir die Narchose weiter, so werden auch andere Zellpartien des Gehirns für Mitleidenschaft gezogen, so die Zellen des sogenannten „verlängerten Markes“ (das Verbindungsstück von Gehirn und Rückenmark). Hier liegen die Zellen für die Regulation der Atmung, und mit ihrer Lähmung tritt Atmungsstillstand und Tod ein.*)

Aber auch die einzelnen Zellpartien der Großhirnrinde sind gegenüber den Giften in verschiedener Weise empfindlich: die einen sind früher, die anderen später erkrankt. Unser Bewußtsein beruht nun auf einem ganz geordneten Zusammenarbeiten der verschiedenen Rindenpartien des Großhirns. Was wir logisches Denken nennen, ist dadurch bedingt, daß die Tätigkeit der Ganglienzellen aus verschiedenen Rindenpartien, die den einzelnen Sinnesorganen und Muskelgruppen angehören, in gleichmäßiger Weise miteinander in Beziehung steht.**) Es ist daher ersichtlich, daß, wenn einzelne Partien in ihrer Tätigkeit erlahmen, Lücken in unserer bewußten Tätigkeit, in unserem Denken entstehen müssen. Wir werden unlogisch in geringerem oder größerem Maßstabe. Wir verlieren die Herrschaft über unsere Gedanken. Viele Vorstellungen, die sonst unser Denken und Handeln beeinflussen, es zu einem geordneten und gestützten machen, fallen nun aus.

Bei einem weiteren Grade der Vergiftung geraten wir in einen traumhaften Zustand, dem in verstärktem Maße ganz dieselben Vorgänge zugrunde liegen — ein Ausfallen gewisser Vorstellunggruppen in unserem Bewußtsein. Auch unsere Träume sind ja nichts anderes als ein lückenhaftes Bewußtsein, als ein „partieller Wachzustand“. Es werden im Schlafe, wo das Gehirn ruht, nur manche Ganglienzellen durch irgend einen Reiz, der von außen oder von den inneren Organen (so bei allerlei Krankheiten) kommt, aus ihrer Ruhe geweckt und zur Tätigkeit veranlaßt.

Je stärker die Narchose, um so größer die Schädigung der einzelnen Zellpartien des Gehirns, und je mehr Zellpartien schon vom Gifte erfaßt sind, desto stärker tritt natürlich die Lähmung unseres Bewußtseins auf. So ergeben sich ohne weiteres alle Uebergänge von der ausgelassenen Heiterkeit und Grobheit bis zur allgemeingefährlichen Trunkenheit beim Alkoholgenuß.

Setzen wir die Aufnahme des Giftes noch weiter fort, so ist schließlich ein Zeitpunkt erreicht, wo die Großhirnrinde in ihrer Gesamtheit gelähmt ist. Dann sind wir bewusstlos: „sinnlos betrunken“, „narkotisiert“.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Der Mond als Wolkenschieber. In früheren Zeiten fand dem Monde allerlei Herrscherfähigkeiten angedichtet worden, die ihm gar nicht zulamen. Dabon ist bis auf den heutigen Tag eine Menge zurückgeblieben. Allgemein gilt der Mond als Wettermacher; und daß beim Mondwechsel sich das Wetter ändert oder so bleibt wie es war, ist eine ausgemachte Sache. Der Mond sollte auch auf die Erdbeben einen Einfluß haben. Nun, alle diese Dinge sind längst durch die Wissenschaft widerlegt worden. Wenn dem Monde eine Rolle zufiel, dann könnte sie höchstens eine ganz geringfügige sein, nur eine auslösende. Aber auch davon kann keine Rede sein. Jede neue Untersuchung bestätigt das.

*) Der Atmungsstillstand bildet eine sehr häufige Todesursache bei der akuten Alkoholvergiftung. Bei der sachgemäß durchgeführten Narchose mit Chloroform ist die hauptsächlichste Todesursache der Herzstillstand. Dieser Unterschied kommt daher, daß der Arzt die Narchose so weit führt, daß Atmungsstillstand eintritt; dafür aber wirkt das Chloroform sehr schädlich auf ein schwaches Herz. In der medizinischen Praxis wird darum bei Patienten mit schwachem Herzen der Aether dem Chloroform stets vorgezogen.

**) Siehe den Artikel „Ueber das Gedächtnis“ — Unterhaltungsbeilage des „Vorwärts“ vom 6. Februar 1909.

Es liegt jetzt wieder eine Feststellung wissenschaftlicher Art vor, die sich mit dem vielbehaupiteten Einfluß des Mondes auf die Wolken beschäftigt. Der Mond soll wolkenzerstreuende Kraft besitzen derart, daß der volle oder nahezu volle Mond bei seinem Aufgang oder bald nachher am Himmel stehendes Gewölk „zerzerteilt“ oder auflösen könne. Herr Weizner vom königlichen Meteorologischen Observatorium zu Potsdam hat nun in der Zeit vom 6. Januar 1894 bis 26. Juni 1900 neben den Mondphasen die zugehörigen Bewölkungen notiert, und zwar um 9 und 10 Uhr abends und um 12 Uhr mitternachts. Befände der Mond die wolkenzerstreuende Kraft, so müßte sie um die Vollmondszeit am größten sein. Die genauen tabellarischen Zusammenstellungen aber zeigen hierbon keine Spur. Das Ergebnis stützt sich auf die Beobachtung von 80 Mondumläufen.

Die Annahme einer wolkenzerstreuenden Kraft des Mondes bildete sich auf Grund der Beobachtung, daß gebrochenes Gewölk sich in der Zeit vom Herbst bis zum Frühjahr abends nach dem Untergange der Sonne häufig aufzulösen pflegt. Das ist aber weiter kein Wunder, denn mit dem Untergang der Sonne hören auch die starken Bewegungen auf, die sie in der Atmosphäre durch ihre gewaltige Wärmestrahlung hervorruft. Den Auflösungsprozeß des Gewölkens aber kann man naturgemäß bei hellem Mondschein besser sehen, und er fällt daher dann eher auf, als wenn der Himmel dunkel ist. Aus der oft beobachteten Gleichzeitigkeit zweier Vorgänge aber kann man noch nicht auf ihren ursächlichen Zusammenhang schließen.

Auch die „Löcherbildende Kraft des Mondes“ im Gewölk ist eine Täuschung. Der Mond durchleuchtet dünnes Gewölk und Wolkenlücken stärker als die dichteren Teile, und beim Vorüberziehen der Wolken vor der Mondscheibe erscheinen diese immer dünner als die scheinbar nicht so stark beleuchteten Wolken, durch die der Mond für den Beobachter gerade nicht hindurchscheint. A.

Hygienisches.

Hygienische Bedenken gegen den Kinematographen. Je mehr die Kinematographen sich verbreiten und je billiger ihre Anschaffung und ihre Beschäftigung wird, desto mehr wird es zur Pflicht, die Frage aufzuwerfen, ob mit diesen neuartigen Theatern Gefahren einer gesundheitlichen Schädigung verbunden sind. Die moralische Seite der Sache, die schon so oft erörtert worden ist, mag übergangen werden. Mit der Einmietung eines derartigen Theaters in einem volkreichen, allein mit Mietskasernen bestandenen Stadtviertel ist in der Regel schon die Notwendigkeit gegeben, daß die Vorstellungen in einem kleinen, zimmerartigen Raum stattfinden, der bis auf den letzten Platz überfüllt sein muß, um dem Veranstalter eine hinreichende Einnahme zu gewähren. Da nun außerdem in solchen Räumen jede Lüftungsanlage zu fehlen pflegt, so kann und muß ein Grad von Luftverschlechterung eintreten, der an sich genügt, um manchen wenigstens ein vorübergehendes starkes Unwohlsein zu verursachen. Daß sich dabei auch allerhand Krankheitskeime, namentlich von Kinderkrankheiten, einstellend geben und eine besonders günstige Gelegenheit zur Weiterverbreitung finden, erscheint beinahe selbstverständlich. Da die Vorstellungen innerhalb einer ganzen Reihe von Stunden ununterbrochen vor sich gehen, so wechselt auch die Zuschauerenschaft ständig, und jeder Kommende und Gehende wirbelt neuen Staub und Schmutz auf, der aufs reichlichste mit Bakterien versehen ist. Da die Programme, um die Leute noch stärker zu verlocken, mit der Zeit immer länger gemacht werden, so bleiben viele Leute und namentlich Kinder, die ihr Eintrittsgeld einmal bezahlt haben, oft eine oder anderthalb Stunden in dem Raum, in dem die Luft sich von Minute zu Minute verschlechtert. Ihre Anreicherung an Kohlenäure und organischen Stoffen gibt Anlaß zu Ohnmachten, Kopfschmerzen und Uebelkeit. Wo sonst keinerlei gesundheitliche Maßnahmen getroffen sind, wird man sich auch noch weniger in acht nehmen, auf den Boden zu spucken. Wenn allenfalls ein mechanischer Fächer angebracht ist, um die faule Luft etwas durcheinander zu rühren, so trägt er auch nur zum Aufwirbeln des Staubs bei.

Noch schlimmer ist selbstverständlich die Lage derer, die an der Veranstaltung der Vorstellung beteiligt sind und sich daher während der ganzen Zeit in demselben Raum aufhalten müssen. Dazu gehört der Mann am Kinematographen selbst, der auch noch anderen gefährlichen Möglichkeiten ausgesetzt ist, ferner aber gewöhnlich auch Sänger und Musikanten. Die Sänger und Sängerrinnen müssen oft nicht weniger als 12 bis 13mal an einem Tage in diesen Vorstellungen auftreten. Sie können sich noch glücklich schätzen, wenn sie außer einem Rachen- oder Kehlkopfkatarrh nicht noch Tuberkulose und andere bösartige Krankheiten davontragen. Dr. King stellt im „Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung“ fest, daß von den vielen Sängern, die an billigen Kinematographentheatern beschäftigt werden, und von ihm untersucht wurden, geradezu die Mehrzahl Anlagen oder bereits vorgeschrittene Merkmale von Schwindsucht aufwies. Der Mann im Apparat selbst, der gewöhnlich noch in einem kleinen Loch einer besonders hohen Temperatur ausgesetzt ist, wird besonders leicht zur Beute der Tuberkulose.